

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 260.

Mittwoch, 6. November.

1929.

(18. Fortsetzung.)

### Die Faust im Ring.

(Nachdruck verboten.)

Ein Boxerroman von Kurt Seibert.

Als Olga das „Café Dachs“ betrat, kam ihr dieser Schritt doch etwas gewagt vor, und ihr Herz schlug hörbar, während sie die Drehtür in Bewegung setzte. Drinnen kam Lissy Dachs auf sie zu.

„Platz gefällig? Ein Kaffee? Mit Kuchen? Apfelterte ist heute sehr gut geraten! Mit etwas Schlaghahn, gnädige Frau?“

„Nein, ich möchte eine Auskunft haben.“

Lissys Miene wurde düster. Auskunft gab sie ungern, dabei kam nie etwas Gescheites heraus.

„Ich habe nämlich etwas abzugeben für die Braut des Herrn Frank.“

„Braut von Herrn Frank? Sie meinen Hans? Haha! Gestatten Sie, daß ich lache! Der hat doch keine Braut.“

„Also sagen wir seine Freundin.“

„Sehen Sie, da kommen wir der Sache schon näher. Er hat zwar auch keine Freundin, sonst hätte er sie wohl nach Amerika mitgenommen, sagen wir also verflozene Freundin. Wahrscheinlich meinen Sie die Erna? Die sitzt im Hinterzimmer, spielt Karten und trinkt Kognak. Sehen Sie sich, ich werde sie holen.“

Unterwegs sprach Lissy noch mit einigen Männern, die mit ihren schweren Händen und breiten Nasen wie Boxer ausahen, aber Olgas Anwesenheit schien sie nicht zu erwähnen, was Olga ihr dankbar gutschrieb. Dann verschwand sie im Hinterzimmer, um bald darauf mit Erna wiederzukommen. Ja, das war das Mädchen von der „Arcadia“, aber wie konnte diese schlampig angezogene Frau die gleiche sein? Fast schien es ihr unmöglich. Erna, deren Augen etwas alkoholisch wirkten, ließ die Zigarette im Munde hängen, streckte Olga die Hand hin und sagte guten Tag.

„Ach, Sie sind die Dame, die mit Macenauer in der „Arcadia“ war? Jetzt erkenne ich Sie wieder. Wollen Sie was über Macenauer wissen oder über Lebede?“

„Nein, über Herrn Frank.“

„Ach so?“

Erna nahm einen Gesichtsausdruck an, der Intelligenz vortäuschen sollte, und zerdrückte die Zigarette an der Büfettwand.

„Dann sind Sie vielleicht Fräulein Gedovius?“

„Die bin ich.“

„Auf Sie habe ich gerade gewartet, gut, daß Sie kommen. Lissy, gib uns mal 'ne Loge.“

Logen nannte man im „Café Dachs“ die kleinen abgeteiltten Ecken, in welche winzige Tische hineingeklemmt waren, mit verwaschenen Decken und roten Polstermöbeln. Sie sahen nicht sehr einladend aus. Dorthin dirigierte Erna ihren Besuch.

Wäre ich doch nur wieder draußen, dachte Olga, die sich in diesem Milieu unbehaglich fühlte. Erna hatte einen zerbrochenen Spiegel hervorgeholt und machte sich die Haare etwas zurecht. Diese Frau kam ihr gerade gelegen. Das konnte Lebede und Macenauer so passen, sie einfach abzuschreiben, nachdem sie ihre Pflicht getan und diese lächerliche Komödie mitgemacht hatte. Gestern noch hatte es einen großen Krach gegeben.

„Sie sind die Braut von Herrn Macenauer?“

„Nein.“

„Na, er behauptet das immer.“

„Sie scheinen den Herrn gut zu kennen.“

„Besser als Sie, Fräulein. . . Lissy, bring uns doch mal etwas zu trinken. . . einen Kognak. . . und Sie nehmen. . .?“

„Einen Kaffee, wenn ich bitten darf.“

„Ob ich Anton kenne? Haha, wie komisch. Ich war mit ihm verlobt, ich war seine Braut, aber. . .“

Eine Handbewegung schnitt den Satz ab und ließ die Frage offen, wie sie jetzt zu dem Manne stand.

„Das nur nebenbei. Ich weiß nun immer noch nicht. . . Prost Kaffee! . . . was Sie von mir wollen? Rücken Sie 'raus mit der Sprache, mit mir können Sie reden wie mit 'ner Frau aus dem Volk.“

Sie kippte den Kognak hinunter.

„Ja“, sagte Olga, und ihr wurde auf einmal sehr heiß, „ich wollte nur wissen, ob Sie Herrn Frank kennen. . . näher kennen?“

„Oberflächlich. Er ist übrigens in Amerika.“

„Das habe ich gelesen, aber Sie wissen, daß ich Sie damals in der „Arcadia“ mit ihm sah. . .“

„Also, wir wollen uns nichts vormachen, Fräulein. Macenauer war mein Freund, auch an dem Abend, als ich mit Frank in der Bar sah.“

Und als Macenauer neben mir saß, ergänzte Olga für sich. Das genügte eigentlich.

„Nun wollen Sie wissen, warum ich als Freundin von Macenauer mit Frank in die „Arcadia“ ging? Na, das ist doch so klar wie dicke Tinte. Damit Sie glauben sollten, Frank hätte sich 'ne andere angeschafft. Deshalb hab ich doch den ganzen Abend so gelacht, weil ich das so komisch fand.“

„Und Sie taten das im Auftrage. . .“

Erna nickte und griff nach dem Glas, das Lissy eben wieder gefüllt hatte. Ein Name war nicht gefallen, doch wußten beide, daß sie sich verstanden hatten. Olga erhob sich und legte Geld auf den Tisch.

„Sie gestatten doch, daß ich Sie einlade? Und wenn ich mal etwas für Sie tun kann?“

Auf der Straße, als ihr die kühle Luft entgegen schlug, war ihr so frei und froh zumute. Morgen kämpfte Hans in New York. Ob er noch an sie dachte? Sie nahm ein Auto und fuhr zum nächsten Telegraphenamt.

\*

„Achtung! Achtung! Hier Berlin, Stettin, Königs-wusterhausen, Leipzig, Breslau, Hamburg, Frankfurt und Gleiwiß! Wir geben unsern Hörern bekannt, daß wir den Kampf zwischen dem Weltmeister im Halbschwergewicht Tex Taylor, Amerika, und dem Herausforderer, dem deutschen Halbschwergewichtsmeister Hans Frank, heute nacht bekanntgeben werden. Der Kampf findet statt nach amerikanischer Zeit um 8 Uhr abends, nach europäischer Zeit um 2 Uhr nachts. Der Bericht unseres New Yorker Korrespondenten wird bei uns übertragen und dann sofort weitergegeben, so daß jede Phase des Kampfes zwei Sekunden später zu hören sein wird.“

\*

„Ist dort Lorenz und Schneider? Hier ist der Geschäftsführer vom „Café Astoria“. Bitte, schicken Sie umgehend einen Monteur her, der unseren Radio



apparat nachsieht, der ist nicht in Ordnung. Heute nacht wird der Kampf Taylor—Frank durchgegeben, und da wird das Café überfüllt sein.“

„Das kann ich mir denken; aber wissen Sie, wir haben gerade deshalb heute so fürchtbar viel zu tun, daß wir gar nicht wissen, wo wir anfangen sollen.“

„Wir müssen aber unter allen Umständen den Apparat bis heute abend in Ordnung haben.“

„Dafür kann ich nicht garantieren.“

„Ausgeschlossen! Sie müssen! Ich zahle den doppelten Preis.“

„Na, wollen mal sehen. Wenn's nicht anders geht, komme ich selbst.“

„Heute wolltest du mir Bescheid geben“, sagte Herr Gedovius zu seiner Tochter. „Hast du dich entschlossen?“

„Ja, Papa.“

„Nun?“

„Ich werde Herrn Macenauer nicht heiraten.“

Gedovius nickte nur. Er hatte sich so etwas gedacht, und er war ein zu kluger Mann, um jetzt Fragen zu stellen. Olga würde schon von selbst damit herausrücken.

„Gut“, sagte er, „dann werde ich ihm Bescheid sagen.“

„Ist nicht nötig, ich habe ihm schon geschrieben. Außerdem möchte ich dir sagen, daß Herr Macenauer seinen Vertrag mit dir lösen wird.“

Jetzt mußte er sich wirklich auf einen Stuhl setzen.

„Frag' nicht, Papa. Morgen früh wirst du alles wissen, aber frag' jetzt nicht.“

Bei Landmann im Verlag arbeitete kein Mensch, man sprach nur von dem Kampf.

„Wann steigt die Sache eigentlich?“

„Um 8 Uhr abends.“

„Amerikanischer Zeit?“ „Ja.“

„Also bei uns 2 Uhr nachts.“

„Schade, da wird man das Ergebnis gar nicht vor morgen mittag bekommen.“

„Aber natürlich, der Rundfunk gibt es ja bekannt.“

„Fein“, sagte der Stief, „da bleibe ich so lange auf.“ Herr Landmann war eingetreten.

„Wie lange willst du aufbleiben?“

Tiefe Stille war eingetreten, der Lehrling lief rot an, stotterte.

„Bis die Übertragung aus New York da ist.“

„Recht so“, sagte Herr Landmann, „daß du dich für Sport interessierst. Ich werde mir die Sache auch anhören. Übrigens, Achterberg, ich habe an Frank geklopft, ob er uns ein Buch schreibt: „Wie ich Weltmeister wurde.“ Ich glaube, das wird ein großer Schlager.“

„Ohne Frage, Herr Landmann. Aber wenn er geschlagen wird?“

„Dann heißt der Titel: „Wie ich Europameister wurde.“ Klingt auch ganz gut.“

„Der Alte ist ja mächtig auf der Höhe“, meinte Bräthgen, als Herr Landmann das Zimmer verlassen hatte. „Seit wann versteht denn der was vom Sport?“

„Seitdem er ein Geschäft wittert. Wißt ihr noch, wie er Frank rauswarf? Und heute telegraphiert er ihm!“

(Fortsetzung folgt.)

## Der jüngste Mann.

Von Leo am Brühl.

Fernes, verworrenes Geschrei weckte mich auf.

Ich hob den Kopf und sah, durch den dünnen, leichtbewegten Schleier des Moskitonezes eigentümlich verzerrt, Tangala im Eingang meines Wohnzettes stehen. Fragend rief ich ihn an.

„Es ist nichts, Herr!“ gab er zur Antwort, aber es war mir, als klinge seine Stimme unsicher und mühsam beherrscht. Das Lärmen draußen im Kamp schien allmählich zu verebben und ließ, plötzlich ganz erlösend, eine lastende Stille zurück, die festsam beklemmend an hilflose Einsamkeit gemahnte. Bewegungslos hing die Silhouette Tangalas in dem dreieckigen, spitzen Zeltschnitt, der scharfbegrenzt ein Stück von dem grünlich-blauen Hintergrund des südlichen

Himmels herausriß. — „War etwa Streit im Lager?“ forschte ich besorgt noch einmal. Tangala schwieg. Als sei meine Frage nicht gewesen, verharrte reglos der gespenstige Schatten des Bataf. — Da wußte ich, daß Tangala angestrengt in die Nacht hinauslief.

Lange Zeit blieb es vollkommen ruhig.

Ich ließ mich auf meine Kotosmatte zurücksinken und versuchte, wieder einzuschlafen. Einmal noch schlug ich die Augen auf, beinahe unbewußt schon: Tangala war verschwunden. Ohne ein Wort der Erklärung, lautlos. Die Müdigkeit überwältigte mich. — — —

Früh am Morgen brachen wir auf, um die letzte Aufstiegszone des Matua zu bezwingen, die die Verwendung von Tragtieren noch gestattete. Dort sollte ein ausgedehntes Lager angelegt werden, von welchem aus die von der holländischen Regierung in Gunung Sitoli, der Verwaltungsresidenz von Nias, angeordneten Vermessungsarbeiten vorzunehmen waren. Meine Aufgabe war zunächst der eigentliche Lagerbau und die Herstellung freundlicher Beziehungen zu den eingeborenen Bergstämmen; eine zweite Expedition unter Führung eines königlichen Geometers und eines Kolonialoffiziers brachte Instrumente und das bisher vorhandene kartographische Material nach. Meine Träger und Treiber setzten sich durchweg aus Batatern, Rubu- und Gaiolenten zusammen, die ich von Sumatra mit herübergebracht hatte und die als zuverlässig galten. Nur wenige Niasier konnten zu dem Zug angeworben werden; die Mehrzahl lehnte aus religiösen Bedenken die Befestigung des Matua ab, dessen Gipfel als Wohnung böser Geister galt.

In langer Kette zogen die starken Tragtiere, eines dicht hinter dem anderen, an mir vorüber und bähnten sich, mühselig aufsteigend, einen schmalen Pfad durch die Bananenpflanzungen und Reisfelder; leuchtend folgten ihnen die schleppenden Träger. Um die Karawane stets im Auge behalten zu können, setzte ich mich an ihren Schluß und überließ Tangala, dem so oft Erprobtsten, die Leitung der Spitze, die Auswahl des Weges und schließlich die Bestimmung der Rastzeiten; die Leute ordneten sich ihm gutwillig unter, und nur selten war mir Veranlassung gegeben, einzugreifen.

Simmer höher kroch die tausendfüßige, bunte Schlange meines Zuges; längst lagen die Zuckerrohrfelder unter uns, verschwommen waren nur noch die Wipfel der Kotos- und Betelpalmen zu erkennen. Einige hundert Schritte über mir bohrte sich Tangala mit seinem Holzschlägertrupp bereits in die Bergwaldregion, in dunkle Eichen- und Kampferbaumwälder. Dort mußte entweder eine kleine Lichtung gefunden oder geschlagen werden, die ein Etappenlager aufnahm. Ich rechnete, daß wir noch ungefähr 500 Meter zu steigen hatten, um den Hauptkamp möglichst nahe an den Gipfel des Berges heranzuführen, damit die zukünftigen Vermessungsarbeiten überhaupt mit Erfolg durchgeführt werden konnten.

Während ich schon in Gedanken Lagerpläne entwarf und mir die Arbeitseinteilung für die nächsten Tage zurechtlegte, kam unvermittelt eine Stodung in den vorstehenden Zug. Zuerst schien es mir, als wolle Tangala rasten lassen, dann aber sagte ich mir, daß es zur ersten Rast noch zu früh sei, zumal die Träger bisher weit größere Strecken ohne Unterbrechung zurückgelegt hatten.

Dann aber spürte ich instinktiv mit diesem feinen und wunderbaren Sinn, der sich nur in den Tropen ausbildet, in denen die Überraschung immer sprunghaft lauert, erriet ich mit heillosiger Klarheit, daß mein Trupp von einem Schreck gepackt war. Ich lenkte das Pferd etwas zur Seite, um besseren Ausblick zu gewinnen, stellte mich in die Bügel und führte das Glas an die Augen. Mein Gefühl hatte mich nicht getäuscht. Ich bemerkte, daß die Spitze wieder aus dem Wald heraustrat, aber weder Handwerkszeug noch Geräde ablegte. Nach einigen Minuten erst, nachdem ich mit wachsender Unruhe nach Tangala ausgespäht hatte, entdeckte ich ihn auf einem vorspringenden Baumast und sah, daß er mir Zeichen gab, zu ihm zu kommen. Vorn mußte also irgendeine Gefahr oder ein Hindernis vorliegen, das nicht alltäglich war. Jedenfalls hielt es Tangala für richtig, seinen Posten nicht zu verlassen.

Mit dem Pferd, das ohnehin hier im Gebirge nur bei schwerlich vorantam, konnte ich den steilen Weg zur Höhe kaum zurücklegen. So sprang ich denn kurzentschlossen aus dem Sattel und kletterte in mäßiger Hast — ein eifrig laufender Europäer ist in den Tropen undenkbar — den Berg hinauf. Langsam folgte mir der Junge mit dem Reittier.

Ein paar Schritte kam mir Tangala entgegen und führte mich etwas abseits. Meine Frage wartete er diesmal gar nicht ab, sondern berichtete in seiner knappen, verhassten Sprechweise: „Rubumann heute nacht junge Frau angefallen in Palmwald. Frau schrie, und ganzes Lager wachte auf. Frau fortgelaufen und geweint. Erzählt alles in ihrem Kompong. Jetzt droben im Wald Niasleute, verlangen Kopf von Rubu.“



Das also war die Ursache des nächtlichen Lärms gewesen: Überfall auf eine Niasfrau. Ich wußte, daß dies die größte Beleidigung war, die einem Stamm zugefügt werden konnte. Was aber sollte ich tun?

„Konntest du die Niasleute nicht abweisen oder verjagen?“ fragte ich und empfand erst das Unsinnsige dieser Frage, als Tangala mich erstaunt anblickte. Er sagte nur ein Wort als Entgegnung: „Upas ratia!“ Das war der Name des furchtbaren Pfeilgiftes der Malaien.

„Kennst du den Missetäter?“ leitete ich über.

Tangala schüttelte verneinend den Kopf; das mochte auch gleichzeitig heißen, daß er keine Hoffnung hatte, ihn unter den sechs- oder siebenzig Kubuträgern herauszufinden.

„Was schlägst du zu tun vor?“

Tangala reckte sich hoch, stolz, daß ich ihn um Rat anging. Dann entwickelte er seinen Plan. An ein Durchkommen ohne gütliche Verhandlung war nicht zu denken; den schuldigen Kubu suchen und etwa ausliefern, war genau so unmöglich. Deshalb riet Tangala, den Ehemann der überfallenen Frau mit Geschenken zu versöhnen; würde der Ehemann zufriedengestellt, dann würde wohl auch der Stamm Einsicht haben. Er, Tangala, wolle die Verhandlungen führen. — Ich hielt es für angebracht, ihm einen schmerzlosen Dämpfer aufzusetzen.

„Ich werde mit den Nias verhandeln, ich selbst. Dazu bist du zu dumm!“ sagte ich langsam. Tangala sank in sich zusammen. Dann schritt er mir wortlos voran.

Wenige Minuten später standen wir vor einer dichten Postenkette niasischer Bogenschützen, deren Häuptling nun Tangala meinen Wunsch vortrug, die belästigte Frau samt ihrem Herrn und Gebieter durch gewisse Zuwendungen zu befähigen. Das Feilschen um die Art und Höhe der zu entrichtenden Buße wogte eine Viertelstunde hin und her; dann lehnte der feindliche Führer ab, indem er uns höhnend einlud, die starken Stellungen seiner Krieger zu besichtigen. Einen Augenblick überlegte ich, dann gab ich Tangala einen Wink und sagte ihm eine Zahl. Der Bataf multiplizierte rasch meine Übertreibung noch mit zehn und machte in aller malaiischen Höflichkeit darauf aufmerksam, daß wir über tausend Donnerstöcke zu gebieten hätten; in Wirklichkeit besaß ich ein Duzend alte Gewehre. Aber der Trumpf stach, das Ehepaar wurde zu Verhandlungen herangeholt.

Eine lange Zeit lang ging ich untätig auf und ab, verärgert über diese Verzögerung, die meine Berechnungen umwarf. Endlich erschien die belästigte junge Frau. Ihr Äußeres überraschte mich: Sie war schlank und zierlich, das Gesicht ein anmutiges Oval mit übergroßen, blauen Augen und einer schmalen, gar nicht malaiischen Nase. Tangala sprach auf sie ein, zuerst ohne Erfolg; dann aber, als ich zu ihr hintrat und ihr freundlich die Hand bot, lachte sie und war mit einer kleinen Armbange zufrieden.

Sie nestelte ein Bündel, das sie auf dem Rücken trug, los und legte plötzlich ein etwa zweijähriges Kind vor sich in das Gras. Auch Tangala schien verwundert und begann eine Auseinandersetzung mit der Frau und dem nähergekommenen Häuptling, die immer erregtere Formen annahm. Schließlich unterbrach ich das Geschrei und wandte mich an Tangala.

„Du wirst auch nicht glauben, Herr!“ beteuerte er und schüttelte zweifelnd den Kopf, „dieses Kind ist Ehemann von jener Frau!“

„Unförm“, erwiderte ich, „du verstehst die Niasprache nicht.“ Die groteske Vorstellung, daß das Kind der Gatte des jungen, hübschen Weibes sein sollte, reizte mich fast zum Lachen. Tangala aber gab ernst zurück: „Doch, ich verstehe gut. Alter, reicher Niasmann verheiratet kleinen Sohn mit junger Frau; Kind ist jetzt Ehemann. Du mußt mit Geschemt verfahren!“

So hielt ich denn dem kleinen, braunen, nackten Kerlchen ein buntes Perlmutterhäuschen hin, nach dem er mit hellen, wilden Schreien griff. Das Ehepaar ging hinter die Postenkette zurück, die Frau trug ihren zweijährigen Mann auf dem Rücken nach Hause. Eine Minute später war unser Weg frei. Wir konnten den Aufstieg gegen den Gipfel des Matjua fortsetzen.

## Die beiden Gulderlinge.

Von Wilhelm Scharrelmann.

So lange sie an ihrem Zweige gehangen hatten, war alles gut gegangen. Sie wuchsen mit jedem Tag und hatten nicht faß. Aber gegen den Herbst hin kam eines Morgens ein Windstoß, brausend wie eine Fanfare — bauh! da lagen sie beide im Grase und brauchten sich nicht einmal mehr den Schlaf aus den Augen zu wischen.

Ja, es war ärgerlich. Saßen sie nicht ausgezeichnet da oben? Sie konnten über den ganzen Garten und den Baum des Nachbarn hinwegsehen, wurden von der Sonne gewärmt

und vom Winde geschaukelt, und nun lagen sie auf der Nase und konnten sich noch freuen, daß sie heil geblieben waren!

Aber kaum daß sie lagen, kam ein kleiner Bauernjunge durch den Garten, ergriff sie und stopfte sie in seine Tasche. Da hatten sie es wärmer als jemals an ihrem Zweige, reisten, ohne einen Schritt zu tun, und konnten sich zum Überflut die Barden blank reiben. Über ihnen klapperten Tafel und Griffel im Tornister, und unter ihnen die Holschuhe des Kleinen auf dem Straßenpflaster. Aber dann wurde es plötzlich still um sie, eine ganze Weile, bis eine kleine, warme Hand zögernd und vorsichtig zu ihnen herabkam und sie wieder ans Licht zog.

Hurra, da saßen Kinder, zehnmal so viel als die beiden in ihrem Bauerngarten je zu Gesicht bekommen hatten, schrieben auf ihre Schiefertafeln und waren so emsig dabei, als wenn es um Geld ginge. Leise mollte der Kleine, der keine Lust mehr am Schreiben hatte, einen der beiden zum Munde führen und hinter der hohlen Hand hinein beißen, als ihn sein Nachbar zum Schabernack in die Seite pufte, daß der Apfel — o Schreck — auf den Fußboden fiel und davontollerte.

„Töplein, bring mal her, womit du gespielt hast!“, rief der Lehrer.

Da blieb nun nichts anderes übrig, und die beiden Apfel wanderten in den Klassenkranz.

Waren sie nicht ärgerlich gewesen, vom Baum gefallen zu sein? Und nun gab es ein Abenteuer nach dem andern. Aber sie waren doch froh, als die Schule aus war, die Schranke wieder geöffnet wurde und Hans Töplein seine Apfel zurück bekam.

„Sieh doch an, was für ein paar schöne Gulderlinge“, sagte die Mutter des Kleinen, als er die Apfel zu Hause aus seinem Schultersack nahm und meinte, sie nun endlich in Ruhe verzehren zu können. „Ein paar schönere gibt es ja im ganzen Garten nicht! Die wollen wir für Anna schonen!“

Anna war die Schwester des Kleinen und diente in einem großen Hotel in der Stadt. Dort stand sie den ganzen Tag in der Spülküche und hatte keine Zeit zu sehen, wie schön der Herbst war, der durch das Land ging, und darum war es ganz recht, daß die beiden schönsten Apfel aus dem Garten für sie bleiben sollten und die Mutter sie zum Nachreifen auf den Schrank stellte.

Da standen sie nun wieder ebenso hoch, wie sie am Baum gehangen hatten, nur daß sie jetzt, statt ins Grüne, in eine alte Bauernstube und des Abends in die Planne mit Bratfartoffeln hinabsehen konnten, die auf den Tisch kam. Aber eines Tages wurden sie wieder herabgenommen, in eine Markttasche gesteckt und in die Stadt getragen.

Ja, nun kamen sie sogar in ein richtiges Hotel. Es war freilich nur die Küche, aber es gab mehr darin zu sehen, als man so schnell aufzählen kann. Dazu wogten alle Gerüche Indiens um sie, daß es ihnen fast die Sinne verschlug, und als das Mädchen sie spät abends mit in ihre Kammer hinauf nahm, wurden sie gar über teppichbelegte Flure an langen, goldgerahmten Spiegeln vorbei und unter strahlenden Kristalleuchtern hingetragen. Niemand hätte sagen können, wie prächtig das war.

Im Zimmer des Mädchens war es freilich nicht so vornehm. Der Fußboden war abgetreten, die Tapete von der Wand gesprungen, der Tisch wackelte, wenn man ihn berührte, und hier und da war der Putz von der Decke abgeblättert. Aber was machte das? Sie wurden auf eine Kommode gestellt, über die eine Decke gebreitet war, so rein und weiß wie das feinste Leinen, und wenn des Morgens die Sonne durch das Dachfenster schien, glänzten die beiden Gulderlinge in ihren Farben, daß es die ganze Stube verschönte. Waren sie nicht leuchtender als das schönste Gold, und konnte etwa ein Maler ein zarteres Rot ersinnen, als ihre Wangen es trugen? Darum war es auch kein Wunder, daß sich das Mädchen an keinem Abend entschließen konnte, sie zu verzehren. Wurden sie nicht schöner mit jedem Tage? Aber das Allerschönste an ihnen blieb doch, daß sie an den Garten erinnerten, in dem sie gewachsen waren, an den Garten bei dem niedrigen, kleinen Haus weit draußen im Moor.

Eines Abends aber, als sie Ausgang hatte und darüber nachdachte, ob sie nicht irgend etwas habe, es ihrem Schatz zu schenken und ihm eine Freude zu machen, fielen ihr die beiden Apfel ins Auge und da sie meinte, daß das Beste gerade gut genug für ihn sei und sie nichts wußte, von dem sie sich schwer trennen möchte, konnten es nur die beiden Gulderlinge sein, die sie ihm mitnahm.

„Sie sind in unserem Garten gewachsen“, sagte sie mit strahlenden Augen.

Als sie aber von der Bank in den Anlagen wieder aufstand, auf der sie mit ihm gefessen, vergaß er die Apfel, und sie blieben da liegen bis zum frühen Morgen. Da kam ein Obdachloser des Weges, fröstelnd und hungrig. Aber auch der, als er nicht, steckte sie nur ein und ging in eine Kellerrwirtschaft, um sie dort umzutauschen, traf aber niemand, der



haben wollte, bis der Wirt sie ihm abnahm und ihm ein Stück Brot dafür gab.

Da lagen sie nun in ihrem reinen Duft unter dem dunklen Schantisch der alten Gastwirtschaft. Aber schon in der nächsten Stunde kam die Keimackefrau, steckte sie in ihren Beutel und nahm sie mit nach Hause.

„Seht mal die beiden Äpfel!“ sagte sie zu ihren Kindern. Aber dann fand auch sie, daß es eigentlich schade darum wäre, sie zu verteilen, und als die Kinder am nächsten Sonntag hingingen, ihren Großvater zu besuchen, nahmen sie ihm die beiden Gulderlinge als Geschenk mit. Der wollte sie gleich verschneiden und unter die Kinder verteilen, aber das wollten die drei nicht, nein, und darum legte er sie, den Streit zu schlichten, in seine Tischschublade.

„Ich habe die Zähne nicht mehr dafür“, sagte er.

Abends aber nahm er sie doch zuweilen heraus, roch ihren reifen, süßen Duft und träumte sich an ihnen in seine Kindheit zurück. Kochen sie nicht wie Himbeeren? Himbeeren, wie sie in seiner Kindheit hinter seinem Vaterhause wuchsen? Aber dann kam mit ihrem Duft noch eine andere Erinnerung herauf, und er mußte an den Honig denken, wie ihn sein Vater vor mehr als hiebzig Jahren in jedem Herbst aus seinen Bienenkörben geschnitten hatte. Nein, was für ein paar Zauberäpfel die beiden Gulderlinge doch waren!

So kam es, daß er sie immer wieder in die Schublade legte, und als er bettlägerig wurde, blieben sie dort liegen und wurden vergessen und in wenigen Wochen so runzelig, wie der alte Mann in achtzig Jahren, und als man nach seinem Tode das Zimmer aufräumte, fanden sich auch die beiden Äpfel, die ihm seine Enkelkinder geschenkt hatten, eingetrocknet und verschimmelt.

„Gut doch an, die alten Äpfel!“ sagte man und warf sie in den Müllimer.

Aber was lag daran? Waren sie nicht von einer Hand in die andere gegangen und hatten mehr Freude bereitet als die vielen anderen, die zu rechter Zeit gegessen wurden, und kann man etwas Schöneres von einem Dinge sagen, als daß es Freude bereitet hat? Denn das, seht ihr, ist mehr, als man so schnell sagen kann.

## Der Schrank.

Von Fritz Müller (Partenkirchen).

Ich hatte einen alten Schrank entdeckt. Einen echten. Beim Gottenauer hinterm Ried. Verbläute Malereien, zarte, auf den Türen. Um 1700, schäke ich.

„Gottenauer, wollt Ihr mir den Schrank verkaufen?“

„Was zahlst?“

„Was recht ist. Ihr mögt selbst den Preis bestimmen.“

Das war dumm von mir. Ein Preis wird nicht bestimmt, ein Preis wird hinterm Ried erhandelt. Wer das nicht tut, ist verdächtig oder blöb.

Der Gottenauer sah mich prüfend an. Er entschied sich rasch für „blöb“. Wenn einer blöb ist, soll er's auch bezahlen.

„Ja mei“, für einen neuen kriegt der Brunnfeldschreiner sechzig“, ging er gleich aufs ganze. Er hatte Mühe, seine Kühnheit hinter augemachten Augendeckeln zu verbergen.

„Sechzig“, wiederholte ich.

Er fing zu weinen an: Die Zeiten wären so viel schlecht und der Schrank sei so viel schön, aber wenn ich gar so rechnen mühte — auf einen Zehner mehr oder weniger käme es ihm nicht an.

„Mir auch nicht“, sagte ich, „macht also, zusammengezählt zwei Zehner mehr für den Schrank da, wie er ist — soll ich euch die achtzig gleich bezahlen?“

Der Gottenauer riß die Augen auf. Dann ward's ihm klar: Verrißt.

Berrückt muß man ihren Willen lassen, da sie sonst gefährlich werden können. Das wußte der Gottenauer aus Erfahrung. Selig sind die Armen im Geiste, das wußte er vom Pfarrer her. Und von Seligen durfte sich ein Gottenauer nicht lumpen lassen: „Na na, alei zahl'n? — waar net übel — alles, was recht ist — eins nach dem andern — wenn d' ihn abholen laßt, zahlst, net eher — also abgemacht!“ Seine Bauernpranke zielte, weitausholend, auf meine Stadthand.

„Achtzig“, wiederholte ich der Vorsicht halber, „achtzig, wie er ist — nicht anders?“

„Ja, schaußt mi für 'n Spitzbub'n an, daß d' glaubst, i laßt dir 'n vorher no' verhunzen?“

Drei Tage später kam ich mit dem Querscherepp. Der wollte einen leeren Schubkarren. Der Gottenauer stand unter der Tür. Er hatte sich's inzwischen überlegt: Wenn man ein Geschäft macht, ließen sich auch zwei machen. Er hatte den Striem kommen lassen. Der Striem war ein Maler

hinterm Ried. Er malte alles, entschlossen und verhältnismäßig billig.

Der Gottenauer schlug mir bärentakig und mit Dröhnen in der Stimme auf die Schulter: „Wetten wir, du zahlst aa hundert!“

„Die Wette würdest du verlieren.“

„Schau dir 'n an, dann red!“

Ich schaute ihn an. Das war kein Schrank um 1700. Das war ein Schrank, den der Maler Striem kanariengelb gestrichen hatte. Aber und über. Für zehn Mark. Die andern zehn berechnete sich der Gottenauer für die Idee.

Der Gottenauer sah, wie ich erstarrte: „Gell, da schaußt — Striem, kimm her und deutsch 's eahm aus!“

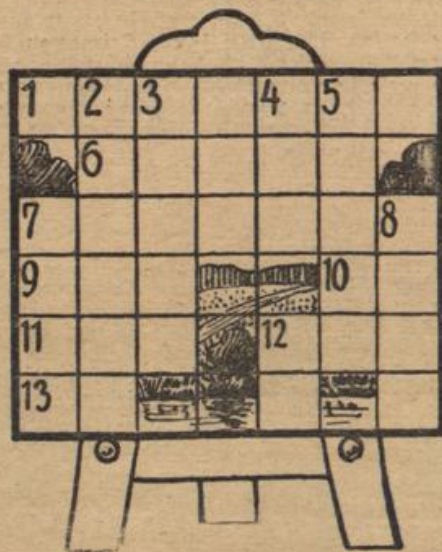
Der ebenfalls bereitgestellte Striem kam her und deutete es mir aus: „Also gelb, des is modern lekt, verstenga S“ — und die Pinkterln, die braunen, wissen S, was die Jan — des Jan ist — i bin für Natur, verstenga S, nur für Natur.“

„Ich auch — Gottenauer, ausgemacht war: Wie er ist — er ist nicht mehr so — es ist kein Schrank mehr — es ist ein Kanarienvogel — für Kanarienvogel hab' ich keinerlei Verwendung — Sepp, fahr deinen Karren leer nach Hause...“

Früher sprach der Gottenauer von mir anerkennend: „Ein lammoder Herr, ein ganz lammoder Herr.“

Jetzt wenn von mir die Rede ist, pfeift er durch die gelben Zähne: „A Quader is er und a Schwindler — d' Zeit zum Karren halt er — und von Kunscht — verschtehtst mi hat er toi Idee — toi Idee!“

## Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Mädchenname. 6. Muschelprodukt. 7. Ehemalige ostdeutsche Stadt. 9. Biblische Gestalt. 10. Französischer Artikel. 11. Abschiedsruß. 12. Vorname einer Gestalt aus 1001 Nacht. 13. Französischer Artikel. — Senkrecht: 2. Stadt in Thüringen. 3. Zeitung. 4. Steigerungsform. 5. Ehrlich. 7. Rührernte Denkmalsart. 8. Verneinungsform. 12. Flächenmaß.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 254: Wagerecht: 1. Al. 3. Eli. 6. Le. 8. Ma. 10. Mai. 11. Das. 13. Tau. 15. Raten. 17. Ur. 18. Ton. 19. Da. 20. Wanne. 22. Nun. 23. Eis. 25. Tat. 27. Den. 29. Oh. 30. Kur. 31. In. — Senkrecht: 1. Am. 2. Eid. 4. La. 5. I. 6. Lau. 7. El. 9. Mar. 10. Man. 12. Satan. 13. Tenne. 14. Gut. 16. Ton. 18a. Wal. 20. But. 21. Eid. 22. Nah. 24. Sei. 25. To. 26. Du. 28. An.

## Scherz und Spott

Gleiches Schicksal. „Manchmal sehne ich mich nach dem Frieden und Behagen des Ehelebens“, sagte der Junggeselle. — „Ich auch!“ seufzte der Ehemann.

Der Optimist. „Neyer ist doch ein unverbesserlicher Optimist. Der geht ohne einen Pfennig Geld zu Kempinski und bestellt sich ein Dubend Auser, weil er bestimmt glaubt, er werde — eine Perle finden!“